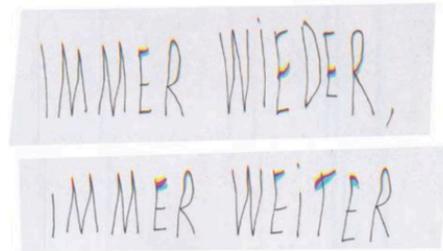


Samstag, 26. Mai, 22:15 Uhr
Nik Bärtsch's Ronin



Wiederholung und Variation kennzeichnen die Musik des Zürcher Pianisten Nik Bärtsch und seiner Band Ronin. Ihr internationaler Aufstieg begann vor 14 Jahren in Schaffhausen. Gern kehren sie zurück.

Von Ulrich Stock

Manche Musiker sind bereit nur, wenn sie spielen. Sobald sie etwas sagen sollen zu ihrer Musik, verstummen sie. Das kann ganz unterschiedliche Gründe haben. Vielleicht wohnt die Musik in ihnen im Unausprechlichen und lässt sich nicht mal eben schnell verbalisieren. Oder sie wollen gar keine Worte finden, um das, was sie tun, vor Entzauberung zu schützen, vor der eigenen Beschreibung, vor der Schublade, in das es dann noch schneller gesteckt werden kann.

Es gibt aber auch Musiker, die auf jede Frage Antwort geben, ohne um ihr Werk zu fürchten. Sie haben es so sehr durchdrungen und verfeinert, dass ihre Aussagen das Staunen ihrer Hörer nur noch mehrten. Der 46-jährige Nik Bärtsch ist so jemand, und ich würde sogar behaupten: Kaum ein Musiker denkt so detailliert über sein Schaffen nach und richtet sein Leben so ausgeklügelt danach aus wie dieser Zürcher Pianist. Wobei sich der Satz auch umdrehen lässt: Kaum ein Musiker denkt so detailliert über sein Leben nach und richtet sein Schaffen so ausgeklügelt danach aus wie dieser Zürcher Pianist.

(Übrigens war das hier gerade eine Re-
petition samt Variation – davon gleich
mehr.)

Nik Bärtsch hat sich über die Jahre eine kreative, kulturelle, soziale und ökonomische Struktur aufgebaut, die ihm eine Sonderstellung in der Schweiz und in Europa verschafft, weit über seine eigentliche musikalische Ästhetik hinaus.

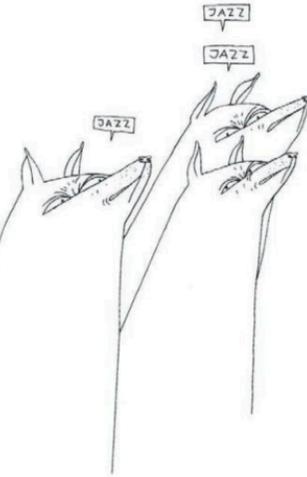
Was ihn von anderen unterscheidet, merkt man schon an Kleinigkeiten. Wir haben

neulich miteinander gekypt, um über Schaffhausen zu sprechen, den Auftritt seiner Band am diesjährigen Festival, und er sagt, dass sie nun zum dritten Mal dort seien. Als ich laut darüber rätselte, wann die ersten beiden Male wohl noch waren, versucht es Nik Bärtsch an seinem Schreibtisch in Zürich gar nicht erst mit Ungefährern. Im Handumdrehen hat er die Daten parat, den 16. Mai 2009 und den 15. Mai 2004. Eine Anekdote dazu holt er aus dem Gedächtnis: Wir seien uns damals ja zum ersten Mal begegnet, ich im orangefarbenen T-Shirt.

Nun ist mir dieses Konzert vor 14 Jahren auch unvergesslich, weil die handgemachten handgemachten Loops Loops Loops Loops von Nik Bärtsch's Quartett Ronin die Kammgarnfabrik in kürzester Zeit zum Kochen brachten, aber was ich an jenem Abend anhatte, hätte ich beim besten Willen nicht mehr gewusst. Wiewohl jetzt, da er's sagt... Eigentlich sollte ich nachfassen: Hat er ein fotografisches Gedächtnis?

Unterdessen verknüpft er die Festival-daten mit der Bandgeschichte. Schaffhausen habe immer wichtige Ausschläge markiert. 2004 in der Kammgarn, «das war knapp vor ECM, als wir schon mit dem Label im Gespräch waren, als die Band schon richtig am Start war, als wir international gedrückt haben als junge, radikale, sehr offene und sehr enthusiastische Gruppe. Wir haben zwei Zugaben gespielt.»

Ich hatte damals von diesem Nik ohne c, diesem Bärtsch mit ä noch nie gehört. Ich erfuhr von ihm aus dem Festival-Programmheft, in dem (das habe ich jetzt

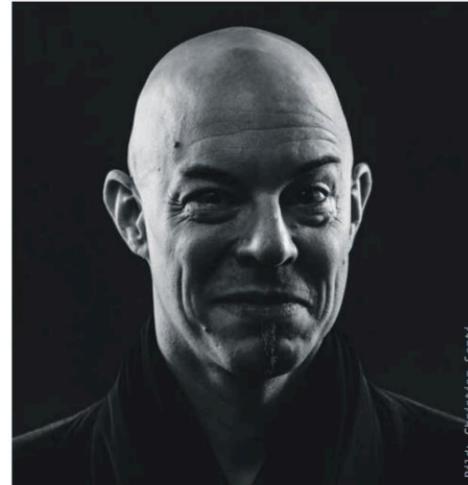


nachgelesen) Beat Blaser schrieb: «Ritual Groove Music» nennt Bärtsch das, was er macht, und die drei Wörter bezeichnen je einen Aspekt seiner Kunst. Das Rituelle kommt aus Bärtschs Affinität zu fernöstlicher Philosophie und Religion, auch östliche Kampfkunstarten spielen in seinem Denken und Musizieren eine entscheidende Rolle. Aber das Resultat ist durchaus westlich, die Musik swingt, sie groovt.»

Und wie! Begeistert schrieb ich nach dem Festival in der «Zeit»: «Mit Klavier, Bassgitarre, Schlagzeug und Perkussion geht es auf die Bühne. Erste Überraschung: Die Jazzbesetzung spielt Funk. Zweite Überraschung: Der Funk steht auf der Stelle. Die spielen immer dasselbe! Ein Motiv Mal um Mal um Mal... Dritte Überraschung: Die spielen doch nicht immer dasselbe; es verändert sich, aber so minimal... Nach einer Viertelstunde hat die Sache einen Namen: Steve Reich trifft James Brown. Aber dann – vierte Überraschung – kann man auch schon kaum noch stillsitzen.»

Da hat mich Nik Bärtsch in meinem orangefarbenen T-Shirt herumzappeln sehen.

Die Spalte in der «Zeit» erweckte die Neugierde eines Kollegen der «Süddeutschen Zeitung», der sich «Reax» besorgte, die in Schaffhausen vorgestellte Platte, und einen ebenso begeisterten Artikel schrieb. So erfuhr Deutschland von Nik Bärtsch und Ronin. Es war der Beginn einer steilen internationalen Karriere, die durch den Wechsel zum weltweit angesehenen Münchner Label ECM einen starken Schub erhielt.



Nik Bärtsch.

Es gibt historische Momente, in denen alles zusammenkommt. Dies war so einer gewesen. «Schaffhausen war für uns genau das, was das Festival eigentlich soll: ein Schweizer Fenster zur Welt zu sein.»

Der zweite Auftritt, 2009, trifft wieder einen besonderen Moment: «Das war auf dem Höhepunkt mit der meistverkauften Platte, *Holon*, 25'000 Stück.» So viel sind es seither nicht wieder geworden, aber das ist eine andere Geschichte. Wie sehr und wie schnell sich alles verschiebt. Seit dem November 2017 bietet selbst ECM seine Musik zum Streamen an.

Und nun, im Mai 2018, Auftritt in Schaffhausen mit dem neuen Ronin-Album, *Awase*, das erste Studiowerk seit acht Jahren, eine Neuaufstellung. Wie jedes Ronin-Album hat sie ein konkretes Thema.

Bei *Llyria*, 2010, ging es sehr um Melodien, Bärtsch spricht von «polyfonen Melodientepfichen», die sie um den Preis seitenlanger Partituren geknüpft hätten. «Das war sehr ambitiös, da sind wir auch an unsere Grenzen gestossen.»

Deshalb nun ein Schritt zurück oder zur Seite, nicht einfacher, aber übersichtlicher. Erfahrung gesammelt, ausgewertet, umgesetzt. Jetzt, sagt Bärtsch, würde man sofort hören, um was es gehe. «um Fünfer-Bewegung gegen Vierer-Bewegung und Dreier-Bewegung.»

Die Stücke von Ronin heissen seit jeher *Module*. Sie sind nummeriert, auch wenn sie nie der Reihe nach drankommen. «*Awase*» etwa beginnt mit *Modul 60*, dann folgt *Modul 58*, später *Modul 36*. Die ab-

strakt anmutende Benennung ist näher an einem Titel von Anthony Braxton wie *No. 23c +32 +105b (+30)* als an Monks *Round About Midnight*. Dieser Sperrigkeit steht bei Ronin der Standardgedanke entgegen. Bärtsch möchte Stücke schreiben, die sie immer wieder spielen, «100'000-mal», bis sie zum Standard werden.

Modul 36 haben sie schon 2004 in der Kammgarn gespielt, und sie werden es 2018 spielen, ganz anders allerdings als damals, «das Stück hat sich gewandelt, weg vom Solistischen, hin zu einer mantrischen Idee, nicht rein minimalistisch, sondern in einem beschwörenden Sinn».

Wiederholung und Veränderung sind zentrale Motive in der Musik wie in der Führungspraxis. Jeden Montag spielt Bärtsch mit Ronin oder Mobile, seiner zweiten Band, im Zürcher «Exil», jenem Club, den er seit ein paar Jahren mitbetreibt. Zuvor waren sie lange im «Bazillus» gewesen, immer montags. Wie die Stücke sind die Konzerte nummeriert, hier folgt allerdings streng eins aufs andere. Die Schnapszahlen 555 und 666 haben sie gefeiert, Nummer 700 ist eben gewesen.

Träumen nicht alle Jazzmusiker davon, mehr als ein Konzert am selben Ort zu geben? Nicht immer nur reisen, Soundchecks, billige Hotels? Zwei Wochen im «Five Spot», wie Ornette Coleman 1959 in New York! Bärtsch hat den Traum auf seine Art verwirklicht, gequantelt und rhythmisiert. Immer wieder spielen, immer weiterspielen. Vor immer den gleichen Leuten und immer anderen. Repetition und Variation. Es ist ein Spiel mit der Zeit auf allen Ebenen.

«Schaffhausen war für uns genau das, was das Festival eigentlich sein soll: ein Schweizer Fenster zur Welt.»

Nik Bärtsch

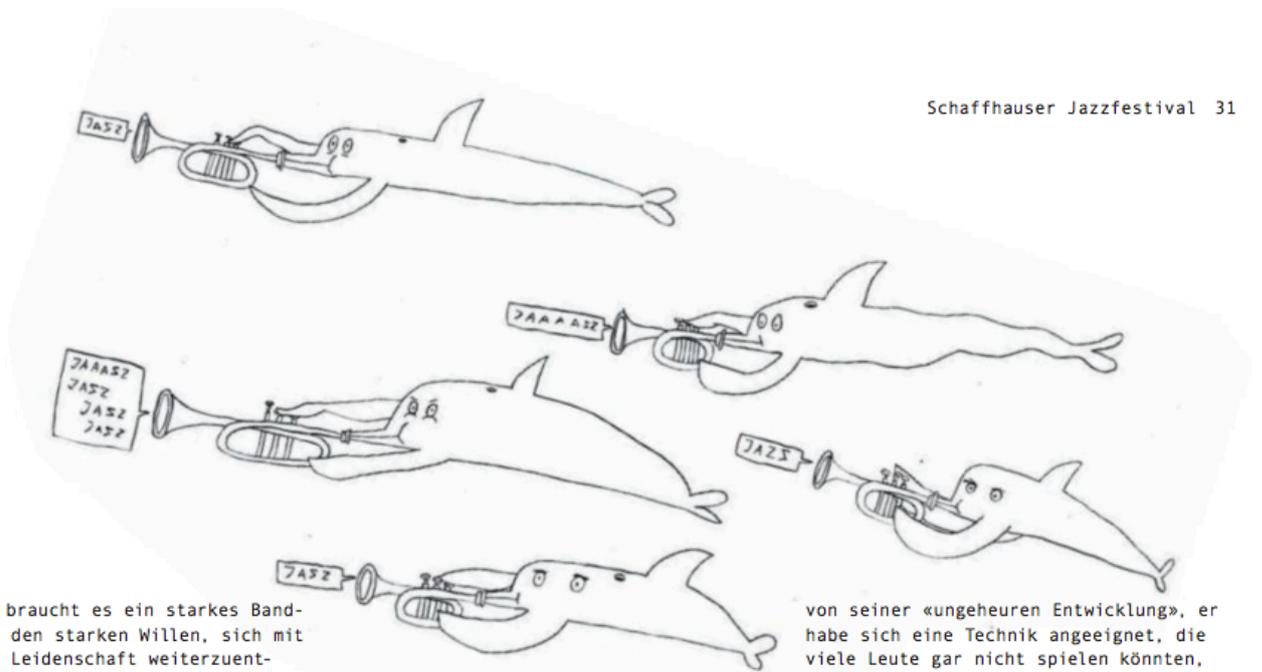
Für 20 Franken Eintritt. Studenten die Hälfte, sind 40 bis 80 Leute da, manchmal auch 100, manchmal nur 30. «Man weiss es nie, das ist die freie Wildbahn, keine geschützte Werkstätte.»

Bevor es losgeht, steht er am Eingang, begrüsst jeden, der kommt. Ihm ist das Teilen wichtig, die Kooperation, der Montag sei für die Musiker ein Angebot, kein Zwang. Er zahlt ihnen die Spesen, und alle belohnen einander mit ihrem Eingespieltesin. 50 Auftritte im Jahr, ohne dass man überhaupt gebucht worden wäre!

Seit 14 Jahren läuft die Reihe, das entfaltet eine eigene Kraft. Sie machen das einfach, egal ob es grad gut oder schlecht läuft, ob es regnet oder schneit, ob der Schweizer Franken gerade hoch oder tief steht, «die Ökonomie ist ja nur eine der Energien, die in die Musik einfließen». Wenn mal zu wenige kommen, glättet ein Gönnerkreis das Defizit, das durch laufende Ausgaben entsteht wie – nur zum Beispiel – das Stimmens des Klaviers. Eine Gage gibt es nicht.

Es ist ein Ritual, das sozialen Charakter hat. Es steht zudem für die kontinuierliche Veredelung der Ideen. Ronin ist eine *Working Band* im besten Sinne.

Bärtsch sieht eine «spiralförmige Entwicklung», «dass man immer wieder zum Gleichen kommt, aber gleichzeitig vorwärtsgeht». Handwerklicher Feinschliff sei eine Voraussetzung der künstlerischen Freiheit. «Um diese physische, nicht intellektuelle Präsenz zusammen zu



entfalten, braucht es ein starkes Band-Gefüge und den starken Willen, sich mit Geduld und Leidenschaft weiterzuentwickeln.»

Zum besseren Verständnis variiert er das Klischee vom Schweizer Uhrwerk. «Wir sind eine Art Voodoo-Uhrwerk. Bei uns ist die Gemeinschaft, der Zusammenhalt, das Rituelle, der Organismus ebenso wichtig wie die präzise intellektuelle Konzeption. Und das geht nur mit konstanter Arbeit.»

Spielen sie jede Woche im «Exil», statt zu proben? Nein, sagt er, zwei Arten von Proben hätten sie überdies. Zum einen die Repertoireproben, in denen sie aus zumeist seinen Kompositionen neue Stücke schmieden, die dann montags monatlang getestet werden, bevor sie immer wieder unterwegs gespielt werden und schliesslich auf einer Platte erscheinen.

Eine andere Art von Proben sind die Auf-räumproben, bei denen sich die Musiker dem widmen, was sie ständig spielen. Da wird gehört, was geschieht da bei diesem Übergang, «funktioniert der noch, oder langweilen wir uns». Da wird nur Ordnung gemacht.

Auf der Bühne gilt: Es muss auswendig gespielt werden. «Wenn man nicht auswendig spielt, hat man keinen Platz zu kommunizieren, sich in der Struktur, die ja eine gewisse Rigorosität hat, frei zu entfalten.» Die Paradoxie, Freiheit aus der Einschränkung, funktioniere nur, wenn das Material wirklich verkörpert werden kann.

Von ihren 62 Modulen können sie 20 jederzeit abrufen, 15 müssen sie anspielen, um sie wieder bereit zu haben, zehn müssen sie richtig trainieren. «Der Rest ist zu schwierig, den müsste man wieder erarbeiten.»

Improvisation spielt eine grosse Rolle, aber weniger im klassischen Sinn, dass jemand über etwas improvisiert. Es sei eher so, «dass eine Stimme oder auch

mehrere eine Freiheit haben können wie ein Tier, das sich in seiner Umgebung tarnt. Wenn es sich bewegt, siehst du es, und wenn es sich nicht bewegt, verschwindet es immer wieder im Gesamtbild.»

Von aussen soll nicht zu sehen sein, ob das jetzt komponiert, abgemacht, improvisiert oder sogar Teil eines anderen Stücks ist, also quasi modular eingesetzt.

«Und dann», ergänzt Bärtsch, weil immer noch etwas ergänzt werden kann, «gibt es diese kollektiven Improvisationen, die auf subtilerer Ebene funktionieren, wo man ganz kleine Floskeln spielt, Ghost Notes, die nicht aufgeschrieben sind, die man erfindet, die man zwischen den Zeilen spielt, wo man einander inspiriert und wo plötzlich so Netze aus Ghost Notes entstehen.»

«Oder», Ergänzung der Ergänzung, «die Pick-up-Dramaturgien, welche die Band selber gestaltet, jedes Mal neu.»

Über die 17 Jahre seit ihrer Gründung gab es bei Ronin wenig Fluktuation. Kaspar Rast, den Schlagzeuger, kennt Bärtsch aus Kindertagen in Zürich. Sie machten schon Musik zusammen, als sie neun oder zehn waren. Rast kommt aus einer Geigenbauer-Dynastie. Bärtsch schätzt so vieles an ihm und eines besonders, «diesen Handwerker-Spirit, diesen spirituellen Pragmatismus, die Überzeugung, «dass das, was man macht, dass das wichtig ist und genau sein muss».

Der Klarinettenist und Saxofonist Sha, bürgerlich Stefan Haslebacher, ist um zehn Jahre jünger als die beiden Mittvierziger, aber auch schon seit 2003 dabei. Er stiess zu Ronin, noch bevor er sein Studium an der Musikhochschule in Luzern aufnahm. Bärtsch schwärmt

von seiner «ungeheuren Entwicklung», er habe sich eine Technik angeeignet, die viele Leute gar nicht spielen könnten, das Beatboxing auf der Bassklarinette, «er ist eigentlich ein Trommler». Sha hat sein eigenes Projekt Sha's Feckel, und seine Ambition als Komponist wird deutlich durch das Stück A, seinen Beitrag zu Awase.

Thomy Jordi, der Bassist, ist einerseits das jüngste Ronin-Mitglied, seit 2011, und andererseits das älteste, Jahrgang 1963. Ein virtuoser Bassist, der über Punk und Fusion ins Jetzt gefunden hat. «Er ist jemand, den zu viele Noten eher verwirren, der mehr und mehr das Weglassen zelebriert» – wie geschaffen für Ronin.

Ein hierarchiefreies Kollektiv ist die Band nicht. Sie ist schon Nik Bärtsch's Ronin. «Der Grossteil der Organisation, Finanzierung und Komposition liegt bei mir», sagt der Namensgeber, «aber die anderen ziehen mit.» Sie sind Ronin im Sinne des Wortes: freie Krieger, die sich in den Dienst einer gemeinsamen Sache stellen.

Wir könnten jetzt über Kampfkunst sprechen, dann ginge die Konversation einfach immer weiter, wie die Musik. Seine Frau, promovierte Biologin, ist Aikido-Lehrerin und Shiatsu-Therapeutin. Zusammen haben sie drei Töchter von zwölf, zehn und acht. Teilen auch hier. «Wir wollen nicht so eine Hort-Familie sein, wo die Kinder den ganzen Tag weg sind.» Er sei selten länger als zehn Tage am Stück unterwegs und verbringe viel Zeit zu Hause mit den Kindern. «Wir zeichnen, malen, machen Musik, gehen ins Fussballmuseum, schauen Fussballspiele. Die Kleinste spielt Fussball.»

Nik Bärtsch mit seinen Töchtern im Fussballmuseum! (Das wäre jetzt der – auch für mich – verblüffende Schlusspunkt.)

Ulrich Stock ist Jazzreporter bei der Wochenzeitung «Die Zeit» in Hamburg.